**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel

**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber

**Band:** 21 (1945-1946)

**Heft:** 5

**Artikel:** Mit 13 Lastwagen durch Deutschland : Eindrücke eines Rot-Kreuz-Kolonnenführers

**Autor:** Barth, Robert

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-1069445

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 02.10.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Mit 13 Lastwagen durch Deutschland

## Eindrücke eines Rot-Kreuz-Kolonnenführers

*Von Robert Barth, stud. jur.*

**Illustration von Hans Lang**

« Monsieur », mußte ich mir sagen lassen, « j'aime autant vous le dire, nous ne nous laissons pas faire, nous ne sommes pas là pour nous faire couillonner. Si vous êtes juste, ça va bien, mais sans cela . . . j'espère que vous m'avez compris! »

Mit diesen Worten machte mich der Obmann der Chauffeure mit seinen Kollegen bekannt. Das war am 12. Juni des letzten Jahres in St. Margrethen. Ich war eben vom technischen Leiter des Lastwagentransportdienstes des IKRK einer Schar im Grase liegender Chauffeure als ihr neuer Chef vorgestellt worden. Alle waren Westschweizer, meist Genfer. Der jüngste zählte ungefähr vier Jahre mehr als ich, von den älteren hätte mancher gut mein Vater sein können. Selbst 22jährig, war ich vor drei Tagen aus einer Rekrutenschule, in der ich meinen Leutnant abzuverdienen hatte, entlassen worden.

Diese Männer und ich, wir waren nach Übertritt in deutsches Gebiet eine Schicksalsgemeinschaft, eine kleine, ganz

auf sich selbst angewiesene Einheit, mit folgendem Bestand :

13 Lastwagen,
1 Jeep,
15 Chauffeure,
1 Chef.

Meine erste Missionsordre verlangte folgendes von mir: 1. Transport von 9000 Kriegsgefangenenpaketen ins Warenlager der 7. amerikanischen Armee nach Augsburg. 2. Auf der Rückreise nach der Schweiz Repatriierungstransporte nach eigenem Ermessen und persönlicher Initiative.

Mit diesem halboffiziellen Schriftstück versehen, einige Uhren, Zigaretten und Feueranzünder in der Tasche, ging man zum Grenzbaum. Die Formalitäten an unserem Zoll dauerten eine Stunde, auf der andern Seite zeigte der Staat seine geldgierigen Krallen noch nicht. Dann begann die abenteuerliche Fahrt.

Schon als ich, noch recht steif am Steuer meines Jeeps sitzend, die ersten französischen Kontrollposten passierte, fühlte ich einen seltsamen Knödel in meiner Gurgel. Mir war sonderbar. Ich wußte gar nicht recht, was ich hier eigentlich suchte. Oftmals erwischte ich mich dabei, wie ich mich verlegen hinter dem Ohr kratzte oder unnötig viel auf die Armbanduhr schaute. Mein ehemaliger Rekrutenzug hätte meinen Zustand sicher bemerkt und kühl mit dem Urteil: «Er schwimmt» quittiert.

Nun, mich konnte damals niemand beobachten. Ich setzte nach Automobilistenart meine Minderwertigkeitsgefühle in Geschwindigkeit um; der Jeep schwieg ja.

Kartenlesen brauchte ich nicht. Alle Routen waren eindeutig bezeichnet. Dazu kam, daß meine Chauffeure diese Strecke schon einmal befahren hatten, also bereits «Eingeweihte» waren. Rasch hatte auch ich mich in die neue Situation gefunden.

Bald wunderte mich vieles nicht mehr. Die Unzahl der neuartigen, oft krassen Eindrücke hatte meiner Seelen- und Gefühlsoberfläche schnell die Empfindlichkeit genommen, wie etwa ein starker Lichteindruck das Auge in der Wahrnehmung kleinster Lichter und Schatten beschränkt.

## *In Reithosen und Baskenmütze*

Die erste zerstörte Stadt, mit der ich näher in Berührung kam, war München. Beim Einnachten lenkte ich meinen Wagen durch die Straßen der bayrischen Kapitale. Womit ließ sich diese unheimliche Fahrt vergleichen? Es war mir, als führe ich durch die Kulissen einer großen Bühne, auf der sich die herumstehenden Soldaten und Zivilisten als Schauspieler und Statisten bewegten!

Anders ist das Bild in jenen Stadtteilen, in denen keine Mauern mehr stehen. Unwillkrülich erinnere ich mich an meinen ersten Besuch im Gaswerk Schlieren. Damals hatten mich die schmalen Wege beeindruckt, die zwischen den unförmigen Kohlenhaufen durchführten. Nun schlugen mir die schmalen, reingewischten Straßen zwischen den Steinbergen, die nichts als aufgehäufter Häuserschutt waren, in die Augen.

Das Warenlager der 7. amerikanischen Armee in Augsburg war ein tolles Fressalien-Paradies. Ananassaft, Zwieback, Schokoladenpulver, gedörrte Bananen, Wurstkonserven, alles in unbeschränkten Quantitäten. In den Garagen einer ehemaligen Kaserne motorisierter Truppen waren große Mengen verschiedenster Güter aufgestapelt. Neben Ausrüstungen fanden sich hier auch tägliche Gebrauchsartikel wie Rasierseife, Rasierklingen, Zigaretten usw. Ein unaufhörliches Hin und Her von Militärlastwagen, die entweder neue Waren brachten oder für ihre Einheit faßten!

Das Problem der Lagerung von Lebensmitteln haben die Amerikaner hervorragend gelöst: Die Verpflegungskisten oder -pakete sind so gefertigt, daß sie keiner geschützten Lagerplätze bedürfen. Wo keine Räume vorhanden sind, türmt man deshalb einfach auf freiem Felde einen Stapel auf. An vielen Stellen habe ich solche

«Lagerhäuser» ohne Dach und Wände gesehen, hauptsächlich auf der Reichsautobahn, wo die eine der beiden Fahrbahnen auf Kilometer gesperrt und als Stapelplatz verwendet wird, der den großen Vorteil hatte, an einer zentralen Verkehrsader zu liegen.

Im Augsburger Nachschubdepot betätigten sich Schwarze als Chauffeure oder als Lademannschaften. Daneben wurden auch deutsche Kriegsgefangene als Arbeitskräfte verwendet. Hier kam ich zum erstenmal mit dem Schwarzhandel, Schieberhandel, oder wie man das nennen will, in Berührung.

Kam da ein Nigger auf mich zu, zeigte auf meine Armbanduhr und sagte: "What do you want for this?" Von meinen erfahrenen Chauffeuren auf solche Angebote hinreichend vorbereitet, trug ich eine 5-Franken-Uhr von Franz Carl Weber am Handgelenk. Dennoch verblüffte mich die Frage des Schwarzen im ersten Augenblick. Ich schaute ihn lange an und sagte schließlich: "You can have it for a Leica". Seine Augen drohten aus den Höhlen zu kugeln. Hat der mich angeschaut! Ein heiserer Redeschwall ging über mich her, dem ich nur entnehmen konnte, daß wohl die Offiziere Leicas haben, ein armer Soldat aber, wie er, mir höchstens seine Jacke oder sein Hemd hergeben könne. Wir einigten uns schließlich auf 50 Pakete Lucky Strikes. (Die haben mich ungefähr soviel gekostet, wie man zu gewissen Zeiten in schweizerischen Bars für ein einziges Päckchen erhalten konnte.) Wieso war der gute Nigger imstande, mich mit einem so raren Artikel wie Zigaretten geradezu zu überschütten? Nun, wozu war er schließlich Lademann in einem Nachschublager? Unerwartet rückte er mit einem unförmigen Zigarettenbusen an und entleerte ihn mit nonchalanter Bewegung in meinen Jeep.

Ich brauchte dringend Zigaretten, wenn ich mich mit meiner Kolonne durchschlagen wollte — mehr als die 6 Pakete, die auszuführen mir bewilligt waren. Zigaretten waren unerläßlich, sie ebneten mir viele Wege.

Wir Rotkreuzfahrer hatten ja keine festgelegten Rechte, der gute Name unserer Institution war unser einziger Rückhalt. Da wir es meistens mit Armeestellen zu tun hatten, konnten wir mit dem besten Willen nicht immer als reine Zivilisten auftreten, wie es der höhere Sinn des Roten Kreuzes eigentlich gefordert hätte. Ich merkte bald, daß ein militärischer Titel bei den alliierten Militärdienststellen viel mehr Wirkung zeigte als irgendeine lange, freundliche Erklärung, daß man Mister Soundso vom IKRK sei.

So wurde eben geblufft. Viele alliierte Soldaten wußten gar nicht, daß die Schweiz kein Alliierter war. Oft glaubten sie auch, die Rotkreuzkolonnen seien eine offizielle militärische Formation. Als Leiter einer solchen kombinierte ich mir eine Phantasieuniform, bestehend aus feldgrauen Reithosen, alliiertem Militärhemd, amerikanischer Feldjacke und französischer Baskenmütze. In diesem Aufzug meldete ich mich bei höheren alliierten Offizieren, Stellung annehmend, als «Lieutenant Barth de la Croix Rouge Internationale» an. Meine ehemaligen Vorgesetzten mögen mir heute diese Freiheit verzeihen; alles diente ja nur dazu, meine Aufträge in kurzer Frist zu erfüllen.

Diesen und ähnliche Schliche *mußte* ich anwenden, um mein Ziel zu erreichen, wenngleich das der Form nach manchem Idealisten als mit dem Gedanken des Roten Kreuzes unvereinbar erscheinen mag. Leider ist es heute oft so, daß einer, um einen guten Zweck zu erreichen, Wege einschlagen muß, die geeignet sind, ihn in ein schlechtes Licht zu setzen. Für die, die hier Kritik üben wollen: Erst mitmachen, genau prüfen, und dann urteilen!

## *Herr über Leben und Tod*

Hatte ich einmal den ersten Teil meiner Mission, den Warentransport, erledigt, so hieß es, die Repatriierungsaufgabe an die Hand nehmen, mich an Kommandanten von Auffanglagern wenden.

Wenn einer in diesen Tagen kam und sagte, er sei bereit, Leute ihrer Heimat

ein gutes Stück näher zu bringen, so wurde er ohne großes Verdienst zu einem kleinen Herrgott. Nicht allein die Heimkehrer, auch die verantwortlichen Lagerchefs waren beglückt, denn der Strom jener, die nachrückten und auch im Lager Unterkunft suchten, schien nie versiegen zu wollen.

Meinen Landsleuten schenkte ich besondere Aufmerksamkeit. Oft sprachen mich auf der Straße Schweizer an, die meine Nationalität am Wappenbild auf meiner Wagennummer erkannt hatten. Sie alle baten mich, sie heimzubringen.

Einmal hatte ich ein junges Schweizer Mädchen, das mir zuwinkte, übersehen, vielmehr aus der Masse der am Straßenrand auf Mitfahrmöglichkeit wartenden Leute nicht als Schweizerin erkannt. In ihrer Verzweiflung hatte sie sich darauf vor einen der letzten Wagen meiner mir folgenden Kolonne geworfen. Sie erklärte, als ich sie daraufhin einvernahm, sie habe keinen andern Weg mehr gewußt, einen Wagen für sich zum Stehen zu bringen.

Links und rechts der Straße überholte oder kreuzte man endlose Kolonnen armseliger Leute, die ihre Heimat suchten. An Straßenabzweigungen, hauptsächlich aber an den militärischen Kontrollposten, bildeten sich ganze Gruppen, die von den vorbeifahrenden Motorfahrzeugen mitgenommen sein wollten.

« Nehmen Sie mich mit! », « Haben Sie keinen Platz für meine Frau und mein Kind, ich gehe ja schon zu Fuß », « Sie, Sie haben doch sicher Platz genug in Ihrer Kolonne, können Sie uns nicht mitnehmen, wir wollen ja nichts zu essen », « Halloh, junger Mann, nehmen Sie mich doch mit, wohin geht die Reise? Nach München? Oh, da komme ich mit, ich habe dort eine Wohnung. Sie können bei mir wohnen. Ich warte schon acht Stunden. » Stimme aus dem Hintergrund: « Ich auch, ich warte mindestens ebensolang. » So tönte es allemal.

« Nein », mußte ich sagen, allen « nein ». Nur für gebrechliche Frauen und Mütter mit kleinen Kindern machte ich eine Ausnahme, obwohl der Transport deutscher Zivilisten durch uns nicht gern gesehen war. Wir fuhren ja in alliiertem Auftrag auf alliierte Kosten.

Oftmals, wenn ich die vielen Bittenden abwies, dachte ich mir: Wie kommst du verwöhntes Schweizer Bürschchen dazu, über so viele Schicksale erwachsener, schwergeprüfter Mitmenschen zu entscheiden? Erst bei meiner Rückkehr in die Schweiz spürte ich die seelische Belastung, die solche Augenblicke über mich brachten. Durfte ich überhaupt urteilen, wer mehr wert war, mitgenommen zu werden, und wer es nicht verdiente, ich, dem es viel besser ging als allen andern, der ich pickfein in einem Wagen saß, hinfahren konnte, wo ich wollte und dazu noch die Gewißheit hatte, bei Rückkehr wieder ein Zuhause zu finden, ein Bett, eine warme Mahlzeit?

## DENKSPORT-AUFGABE!

Auf der einen Bordseite des Frachters « Squalica » steht Bob, der Obermatrose und schaut gegen Westen; auf der andern Seite lehnt sich Jim an die Reling und schaut gegen Osten, der aufgehenden Sonne zu. Da brüllt plötzlich Jim zu Bob hinüber: « Was hast du auch mit deiner Nase gemacht, sie ist ja ganz schwarz? »

Jim ruft zurück: « Und ich frage mich, ob ich dich nicht in den Kindergarten schicken will, du hast den ganzen Mund mit Konfitüre verschmiert. »

**Frage: Wie konnten die beiden Matrosen sich in das Gesicht sehen, ohne sich umzudrehen?**

*Antwort Seite 80*

Noch gut erinnere ich mich des jungen Pärchens, das an mir vorbeizog, als ich am Straßenrand auf meine Kolonne wartete. Er mochte 14 Jahre zählen. Seine kurzen Hosen füllte er zum Platzen. Blonde Strähnen hingen ihm ins Gesicht. Sein Hemd hatte einen großen Riß im Rücken. Sie mochte 15 sein. Die Schuhe trug sie auf dem Rücken, die Füße schmerzten sie, man sah es an ihrem Gang. Auch sie trug ein Paar kurze Hosen und ein Hemd, dem vorne die Knöpfe fehlten. Es stand weit offen.

Ihre Züge hatten etwas Trotziges und Gleichgültiges in einem. So zog sie, Frau und Kind zugleich, mit ihrem Kompagnon ein zweirädriges Gefährt, auf dem sich ihre letzte Habe, ein kleiner Koffer, befand. Sie trabten an mir vorbei, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Sie hatten wohl recht.

Um in München Adressen von Schweizern zu erfahren, wandte ich mich an den rührigen eidgenössischen Konsulatsverweser, Herrn Geßler. Einmal übergab er mir ein junges Ehepärchen, einen zwanzigjährigen Melker aus dem Wallis und sein 18jähriges Frauchen. Sie hatten sich vor kurzem in Ostpreußen kennengelernt und geheiratet. Von den Russen verfolgt, ihnen mit knapper Not entwischt, kamen sie in einem eigentümlichen Aufzug zu mir. Sie trug einen braunen Trainingsanzug, er hatte ein Paar Reithosen, einen farbenprächtigen Pullover, sein Haupt zierte eine ungarische Policemütze. Ein großes und mit Schnüren umbundenes, rucksackähnliches Bündel auf dem Rücken, setzte er sich in meinen Wagen, der ihn zur Kolonne bringen sollte. Seine reizende kleine Frau klammerte sich an ihn, der ihr, wie ich später erfuhr, auf der Flucht zweimal das Leben gerettet hatte. Das erste, was er mir sagte, war eine umständliche Entschuldigung dafür, daß er seine Habe nicht gewaschen hatte, bevor er zu mir kam. Erst am Vortage angekommen, sei ihm das nicht möglich gewesen. Auf meine Frage, wie er zu seinem zusammengewürfelten Tenue komme, erklärte er, er habe vieles auf der Flucht zurücklassen müssen und sich veranlaßt gesehen, seine Bestände mit Effekten der auf der Strecke Gebliebenen zu ergänzen.

Diese zwei hatte ich sogleich tief ins Herz geschlossen. — Sie wollten unbedingt ihre Kleider und Decken waschen.

An der Schweizer Grenze fiel mein Paar auch einem älteren Kollegen auf, der gerade seinen Dienst an der Grenze versah. Aus spontaner Sympathie zu dem jungen Manne schenkte er ihm eine Armbanduhr. Dieser, hocherfreut, steckte sie ein und rief seiner Frau.

«Rate, was ich bekommen habe!» Sie zuckte mit den Achseln und sah ihn mit ihren dunkeln Augen erwartungsvoll an. Er darauf: «Mach die Augen zu!» Feierlich zog er seinen Schatz aus der Tasche und legte die Uhr seiner Frau ums Handgelenk. Ihr sollte sie gehören.

Noch andere Freude stand den zweien bevor. Sie durften noch einmal heiraten. Die Papiere, die sie mitbrachten, genügten nicht, ihre Ehe glaubhaft zu machen, obwohl es sich hier — daran glaube ich fest — um eine wahre Ehe handelte.

In einer Nebenstraße einer größern Stadt. Ich sah eine Frau auf einer Kiste sitzen. In der linken Hand hielt sie einen Ziegelstein, in der rechten einen Hammer, mit dem sie den trockenen Mörtel abklopfte, um den Stein neu verwenden zu können. Ich stoppte meinen Wagen, nahm meine Kamera und schlich mich heran, dieses bedeutsame Bild auf einen Film zu bannen. Doch bevor ich zum Knipsen kam, bemerkte sie mich. Sie war jung, vielleicht sogar schön. Aber in diesem Augenblick sah ich nur tiefe, bittere Wut:

«Schämen Sie sich nicht, genügt es Ihnen, einem Schweizer, nicht, das zu sehen? Ha, Sie müssen noch ein bleibendes Bild davon haben! Glauben Sie mir, dazu bin ich nicht da!» so fauchte sie mich an.

Sie mußte gute Augen gehabt haben, daß sie die Schweizer Wimpel an meinem Wagen erkannt hatte. Anfänglich brachte ich kein Wort heraus; nur den kindlichen Drang, fortzueilen, fühlte ich. Nach kur-

zem Warten kehrte ich um und setzte mich mit einem sicher nicht sehr geistreichen Gesicht in meinen Wagen. Auch ich war wütend! Sie hatte recht.

## *Ist diese Jugend verloren?*

In Bad Hall bei Innsbruck. Meine Kolonne hatte einen anstrengenden Tag hinter sich. Am frühen Nachmittag wurde aufgetankt. Eine Menge Kanister stand auf der Straße herum, was zahlreiche Neugierige herbeizog. Auch die kleinen Sechs- bis Siebenjährigen fehlten nicht. Offenbar von den Eltern geschickt, bettelten sie bei mir Benzin, doch durfte ich ihnen keines geben. Immerhin gestatte ich ihnen, alle meine geleerten Kannen, auch die auf dem Zisternenwagen, nach kleinen Resten des wertvollen Nasses zu untersuchen und zu behalten, was sie noch finden konnten. Im Nu hatte die eifrige Schar 250 Bidons abgeladen. Anfangs ging es etwas zu bunt zu. Die Erlaubnis mußte auf zehn Knirpse beschränkt werden. Diese legten sich geschickt ins Zeug. Beim Wiederaufladen wollte jeder stärker sein als der andere.

Ein ganz Kleiner war untröstlich, weil mir ein anderer vor seinen Augen das Tragen von vier Kannen auf einmal vorführte und er mit seinen kleinen Händen zu diesem Kunststück zu schwach war. Die Arbeit ging ohne Geschrei, aber dennoch mit viel Begeisterung vor sich, wenngleich es sich hier nicht um ein Kriegsspiel handelte!

Ist diese Jugend verloren?

Kurz bevor ich Bad Hall in Richtung München verlassen wollte, kam ein elfjähriger Junge zu mir, sauber angezogen, einen Schnappsack umgehängt, eine Feldflasche angegürtet. Seinen Kopf zierte ein amerikanischer Helm aus Preßstoff.

«Nehmen Sie mich mit nach München, ich will zu meiner Mutter, die wartet dort auf mich.» Das wollte ich ja gerne tun, aber vorher mußte ich doch einiges von ihm wissen. Wir besuchten im damals noch amerikanisch besetzten Innsbruck gemeinsam den für Jugendfragen zuständigen Offizier. Der sollte mir sagen, was mit dem Jungen zu geschehen habe, ob ich ihn mitnehmen könne oder ob er ihn lieber behalten wolle. Der Junge wurde einvernommen und erzählte folgende Geschichte:

Sein Vater war amerikanischer Nationalität und tat bei Frankfurt als G. I. Dienst. Vor dem Krieg hatte Hellmuth mit seinen Eltern in München gewohnt. Bei Kriegsausbruch war der Vater über den Ozean gefahren. Anfang 1945 verließ der Junge seine Mutter in München, um in einem Kinderlandverschickungslager bei Innsbruck mit seinen Schulkameraden eine sichere Unterkunft zu finden. Die Obhut über diese Schüler hatte ein Lehrer, wenigstens bis zum Tage, bevor ich das Bürschlein kennen lernte. Da wurde jener nämlich unerwartet verhaftet. Die Jungen blieben ohne Führung.

Hellmuth packte unversehens seine Siebensachen und beschloß, seine Mutter auf eigene Faust aufzusuchen, von der er im Mai den letzten Bericht erhalten hatte. Vorerst ging er einmal in die Küche einer amerikanischen Truppeneinheit, verpflegte sich dort und erhielt von einem Sergeanten die Erlaubnis, eine Nacht im Kantonnement zu schlafen. Es war ihm gelungen, mit seinen paar Brocken Englisch seine amerikanische Staatszugehörigkeit glaubhaft zu machen. Die Soldaten, die ihn gut leiden mochten, schenkten ihm zum Andenken einen Helm.

Der amerikanische Jugendoffizier, ein liebenswerter Mensch, war mit mir einig, daß es ein Risiko sei, diesen Jungen mitzunehmen. Wer wußte, ob er die Wahrheit sprach, ob seine Mutter überhaupt noch lebte?

Hellmuth fuhr dennoch mit. Es ging München zu. In Wolfrathshausen wollte ich einen Bekannten aufsuchen. Ich irrte mich im Hause und erhielt an der Türe die Antwort: «Nein, hier wohnt kein Herr Landwerth, hier ist bei Wiechert!» Wie ich später erst erfuhr, hatte ich an der Türe des Dichters Ernst Wiechert angeklopft.

Hellmuth wohnte an der Zeppelinstraße 50. Wir fanden diese Straße, aber

von Nr. 50 sahen wir nur noch die Haustüre, ein Fenster und das Stück Mauer darum herum. Hellmuth weinte nicht. Er schluckte ein paarmal tief und sagte: « Herrgott, alles haben sie kaputt geschlagen! Was muß ich jetzt tun, damit ich meine Mutter finden kann? »

Mir grauste. Was anfangen mit dem Burschen? Ich fuhr rasch durch die Straßen Münchens unserm Nachtquartier zu. Da wurde ich gestoppt. "Are you crazy speeding this much?" Ebenso wie mein Tempo mißfiel auch der Helm meines Schützlings der Polizeipatrouille. Eine Handbewegung, und schon war der Junge barhäuptig. Das Objekt seines Stolzes flog hoch im Bogen davon — jetzt weinte Hellmuth.

« Wir Lehrer haben es nicht leicht », hatte mir der Schulmann von Rutesheim bei Stuttgart gesagt, « wir müssen aus Halberwachsenen erst Kinder und aus diesen neuen Kindern wieder Erwachsene machen. »

## *«Haben's Zigaretten, kriegen's Speck dafür!»*

München. Am schwarzen Markt. Da habe ich die Welt von einer neuen Seite kennen gelernt. Die Hände in den Hosentaschen, alle andern Kleideröffnungen eng zugeknöpft, so drückte man sich durch das Gemenge. Auf einem Areal, so groß wie die Hauptinsel am Bellevueplatz, da wird geschoben, gehandelt, gemogelt.

Plötzlich fragt mich einer: « Mensch, was gelten die Zigaretten heute? »

40 Mark das Paket war der Kurs an jenem Tag. Anfänglich begnügte ich mich mit Zuschauen, dann aber reizte es mich, einmal aktiv mitzumachen. Verstohlen bot ich eine Armbanduhr an. Ich glaube, ich erhielt Herrenhemden dafür. Diese tauschte ich wieder gegen andere Waren ein. Was man da alles haben konnte! Offenbar war ich nicht tüchtig, denn nach ungefähr einer Stunde besaß ich nur noch zwei Pakete Zigaretten, für die mir ein älterer Mann den Eintritt in ein übles Institut anbot.

An diesem Punkte angelangt, konnte ich erstmals die sarkastische Stimmung mitempfinden, wie sie in einigen Gedichten, vor allem aber im Roman « Fabian » von Erich Kästner so treffend geschildert wird. Ein Ton, der mir bis dahin kaum verständlich war.

Es gab auch eine versteckte Art, Tauschgeschäfte zu tätigen.

Stehe ich da mit meinem Wagen in Landshut und halte nach meiner Kolonne Ausschau. Ein Mann tritt mit energischen Schritten zu mir und sagt: « Haben's Zigaretten, kriegen's Speck dafür. » Ohne viel zu denken, greife ich in die Tasche und gebe ihm zwei Pakete. Darauf wirft er etwas in meinen Wagen, und schon ist er weg. Hatte nicht einmal Zeit, ihn mir recht anzuschauen, den Mann, mit dem ich das bisher schnellste Geschäft meines Lebens abgeschlossen hatte. Der Speck war sogar gut.

Die schönste Aufgabe, bei der ich mithelfen durfte, war die Heimschaffung schweizerischer Rückwanderer aus dem Auffanglager bei Fallersleben. Die Kolonnen fuhren nicht allein unter dem Zeichen des IKRK, sondern unterstanden auch dem Eidgenössischen Politischen Departement. Es wurde eine Einheit, bestehend aus 35 Motorfahrzeugen und zirka 48 Fahrern, gebildet. Für einen solchen Verband Unterkunft zu finden, war oft nicht leicht. So schien es z. B. in Rutesheim völlig unmöglich, alle unsere Leute unterzubringen. Daraufhin marschierte ich schnurstracks aufs Bürgermeisteramt, stellte mich dem Herrn Bürgermeister vor und erklärte ihm mein Anliegen. Das Gemeindehaupt war ein praktischer Mann. Er ließ durch eine Lautsprecheranlage im Dorfe verkünden, daß, wer bereit sei, diese Nacht einem Chauffeur Unterkunft zu gewähren, sich um halb sieben vor dem Bürgermeisteramt einfinden solle. Den Einwohnern schien dieser Besuch Freude zu machen. Viele Hausbesitzer meldeten sich zur bestimmten Stunde auf dem Hauptplatz. Ein herzlicher Ton kam allerdings erst auf, als man den Leuten erklärt

hatte, daß die Chauffeure *Schweizer* seien, obwohl sie Französisch sprachen.

Das Nachtessen nahmen wir gemeinsam im Dorfgasthaus ein. Den Herrn Bürgermeister zur Rechten, den Herrn Lehrer zur Linken, gewann ich recht bald einen Einblick in die jüngste Geschichte der Gemeinde. Eine sich aus der Selbsthilfe ergebende Neuorganisation und Verselbständigung der Gemeinde, Abkommen mit den Nachbargemeinden, das waren Zeugnisse einer Reorganisation in demokratisch-föderalistischem Sinne, die sich hier ohne große Worte vollzog.

Ein anderes Mal erhielt ich bei der Witwe eines Kunstmalers Unterkunft. Ihr Sohn teilte mit ihr die Wohnung. Er lief in Turnschuhen umher. Als ich erfuhr, daß sie seine einzige Fußbekleidung waren, schenkte ich ihm ein paar Schuhe. Daraufhin gab er mir ein kleines Etui mit einem Reise-Eßbesteck. Ich bat ihn, es angesichts seiner Lage zu behalten, doch er drängte mich, es anzunehmen. Plötzlich — endlich — merkte ich es, er wollte sich nichts schenken lassen. Er wollte kein armer Mann sein. Er wollte die Schuhe bezahlen.

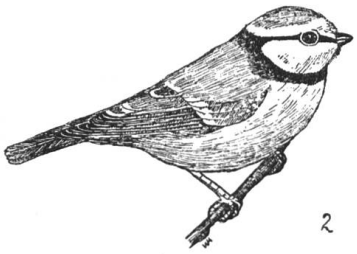
Auch Hilfe kann beleidigen. Der Vorfall bedrückte mich. Hatte ich wirklich im ereignisreichen Alltag jedes Gefühl für heikle Situationen verloren?

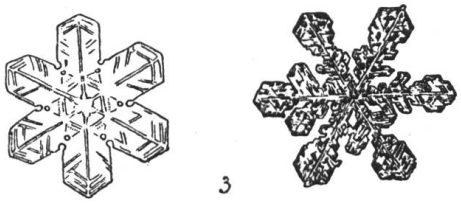
Der Empfang im Auffanglager Fallersleben war stürmisch. Als die erste Kolonne ankam, waren die Insassen schon sehr ungeduldig. Bereits wochenlang hatten sie auf den Abtransport gewartet. In dieser Stimmung war die Gefahr von Disziplinlosigkeiten während des Auflades und auf der Heimreise doppelt groß. Die Erfahrung beim ersten Transport veranlaßte mich denn auch, bei den zwei weiteren die Heimzuschaffenden in rekrutenschulhaften Übungen auf die kommende Reise vorzubereiten. Besonders mußte das Auf- und Absitzen auf die Ladebrücke geübt werden, um auf der Reise Zeitverluste zu vermeiden.

Am Vortag der Abfahrt mußten alle zu einer Besprechung antraben, die manch-

## *KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?*

***Dann sollten wir wissen, was diese Zeichnungen darstellen***




**Antworten siehe Seite 80**

mal einer Befehlsausgabe ähnlich sah. Es genügte nämlich nicht, allein über reisetechnische Belange zu orientieren, man mußte auch vorbereitende Maßnahmen treffen, um das Mitlaufenlassen fremder Gegenstände zu vermeiden. Um mich meinen Landsleuten gegenüber schonend auszudrücken, formulierte ich meinen Ukas so: « Wer etwas nimmt, ohne dafür zu bezahlen, der steigt aus und geht den Rest des Weges zu Fuß. »

Eine arme, alte Dame war ob dieser Verfügung sehr in Unruhe geraten. Sie kam zu mir und fragte: « Sie, Härr Kolonnenfirääär. Ich hab da was, das nicht immär mir gehärt hat. Ich habs aus Trimmern gezogän. Muß ich äs da lassan, wenn ich heim will?» Sie kramte aus einem kleinen Beutelchen einen alten, verbeulten Operngucker hervor. Ich zog mich aus der Sache, indem ich sie auf ihr Gewissen verwies.

Es war an einem Mittagshalt südlich Rastatt. Wir waren am Essen. Erregt trat ein Wagenchef (Verantwortlicher für die Insassen eines Wagens) zu uns und sagte: « Hören Sie, ein Kind ist tot. Was soll ich machen?»

Es war der einzige Augenblick während meiner ganzen Tätigkeit als Kolonnenführer, an dem ich mich insgeheim fragte: Bist du nicht doch zu jung für diese Aufgabe?

Ich rief den Arzt. Er bestätigte mir den Tod eines 20tägigen Säuglings, der schon seit Geburt sehr schwach gewesen war. Eigentlich hätte das Kind auf deutschem Gebiet begraben oder zumindest der Tod durch eine öffentliche deutsche Stelle bestätigt werden sollen. Konnte ich es einer Mutter zumuten, ihr Kind im fremden Lande zu lassen? War nicht die Kolonne für sie schon Schweizer Boden?

Das Kind wurde zwei Tage später in der Schweiz zu Grabe getragen. Im offiziellen Rapport steht: Frau X. entdeckte nach Übertritt über die Grenze den Tod ihres Säuglings.

## *Unter Blinden ist der Einäugige König*

Nicht nur die Heimkehrer, auch die Chauffeure machten mir Sorgen. Es waren größtenteils zuverlässige und routinierte Fahrer. Diese guten Eigenschaften gingen bei einigen schwarzen Schafen leider mit Disziplin und Anstand nicht immer parallel. Wir waren ja alle Zivilangestellte, es gab keine militärische Rangordnung, die den Verantwortlichen in seiner Befehlsgewalt durch entsprechende Strafkompetenzen gestärkt hätte. Man mußte sich persönlich durchsetzen. Als einzige Maßnahme war der Antrag auf Entlassung nach Abschluß der Fahrt möglich. Da aber das Rote Kreuz eine wohltätige Institution ist, versteht jedermann sofort, daß es bei Entlassungen auf soziale Umstände besonders achten mußte, womit der Qualität allerdings nicht immer gedient war. Der Verzicht auf Qualität erscheint uns noch verständlicher, wenn wir bedenken, daß das Unternehmen aus dem Boden gestampft wurde und seinem Wesen nach zur Existenz der Rentabilität nicht bedurfte, da es, wie der Staat, die nötigen Mittel einfach hatte.

Eine weitere große Gefahr für die Ordnung bei meinen Leuten waren die Frauen.

Einen erwischte ich einmal gerade dabei, wie er in der Nacht seine Holde in einem Lastwagen heimbrachte, weil sie zu spät war und als Deutsche zu dieser Stunde nicht mehr auf der Straße verkehren durfte. Ein anderer führte auf seinem Wagen seine Logisgeberin zum Zahnarzt in die entlegene Stadt.

Weiter ist mir heute bekannt, daß seitens verschiedener Chauffeure Heiratsbegehren vorliegen. Ist's wahre Liebe? Ist's nicht unverdiente Bewunderung oder überschwängliches Mitleid? Ich selbst spürte es nur zu oft: man entging nur schwer der Gefahr, sich vergöttern zu lassen, vergessend, daß man seine reichen Möglichkeiten ohne viel persönliches Verdienst hatte, daß uns diese armen Habe-

nichtse als etwas anschauten, das wir gar nicht waren. Sie hätten oft mehr Grund gehabt, an uns Kritik zu üben, als uns zu verherrlichen. Diese Erkenntnis aber kommt meist erst später, wenn man sich nach der Rückkehr in stiller Stunde mit unseren hiesigen Maßstäben mißt.

## *«Passez, nom de dieu!»*

Es war ein schöner Juni-Nachmittag. Ich saß gerade beim schwarzen Kaffee in meinem Hotel in Rheineck.

Ein Telephonaufruf.

Auftrag: « Sie holen so schnell wie möglich Frau K. in die Schweiz zurück. Sie wird aus Familiengründen dringend zu Hause benötigt. »

Es war 6 Uhr französische Zeit, als ich die Grenze Richtung München passierte. 11 Uhr nachts erreichte ich die Ortschaft, in deren Umgebung das Haus der von mir Gesuchten stand. Wie sollte ich es jetzt, wo niemand mehr auf der Straße sein durfte, finden? Da blitzte vor mir im Scheinwerferlicht etwas Helles auf. Es war ein weißes Damensöckchen, ein Damenschuh, ein Bein. Ich fuhr näher heran und wurde zweier junger Mädchen, die sich hinter einem Busch versteckt hielten, gewahr. Sie stammelten mir auf englisch Worte der Entschuldigung vor.

Warum sie englisch sprächen, wollte ich wissen. «Ja, sind Sie denn nicht Amerikaner? », kam die Antwort. Jetzt begriff ich. Sie gewahrten an mir nur mein amerikanisches Hemd. Daher auch die Angst, nach dem Zapfenstreich von mir erwischt zu werden.

Ich hatte Glück, sie kannten meinen Schützling. Sie luden mich ein, in ihrem Hause zu übernachten. Die beiden, Schwestern, schliefen im ausgeräumten Hühnerhaus, da die amerikanische Kriegsordnung verlangt, daß kein Deutscher mit einem Amerikaner zugleich unter demselben Dache schlafen dürfe, und ihr Heim von den Amerikanern belegt war. Das hinderte mich als Schweizer jedoch nicht, eines der fünf im Hause noch freistehenden Betten für mich in Beschlag zu nehmen.

Zum Schlafen kam ich allerdings kaum. Die ganze Nacht wurde im Garten berichtet. Beide waren Studentinnen und verheiratet, die jüngere mit einem Arzt, die ältere mit einem Medizinstudenten. Beide Gatten befanden sich noch in der Kriegsgefangenschaft.

Die Sorge um ihre Männer war groß. Auch von ihren Eltern in der östlichen Zone fehlte jede Nachricht. Sie waren ganz auf sich angewiesen und fanden als Dolmetscherinnen Arbeit. Sie hatten ihre Sprachkenntnisse in einjährigen Aufenthalten in Frankreich und England vor dem Kriege gefestigt.

Wie ich erfuhr, war mein Schützling, Frau K., vor einigen Tagen auf dem Fahrrad zu Verwandten 150 km weit weg gefahren. Am nächsten Tage setzte ich die jüngere Schwester in meinen Wagen, damit sie mir behilflich sei, die gesuchte Frau zu erkennen, falls wir ihr auf der Straße begegnen würden. Die Sache hatte allerdings einen Haken. Sie besaß keine Papiere, die ihr erlaubten, den Wohnkreis zu verlassen. So mußten wir uns einmal mehr aufs Improvisieren verlegen. Einmal war sie my secretary, ein andermal my wife. Je nachdem, wie ich den mich kontrollierenden Posten einschätzte.

Wir hatten wieder Glück. Die Gesuchte war bei ihren Verwandten. Rasch entschlossen setzte sie sich in den Wagen, und eine wilde Fahrt begann. Zuerst zu ihrem Wohnort zurück, wo ich meine Identifikationsgehilfin gesund ablieferte und ihr und ihrer Schwester versprechen mußte, wiederzukommen.

Weiter ging die Fahrt, der Schweiz zu. Es war mittlerweile Nacht geworden.

Die Franzosen ließen niemanden aus ihrer Zone heraus, ohne ein Papier mit dem Stempel der Sicherheitspolizei. Dieser Stempel konnte täglich bis 18 Uhr eingeholt werden. Als ich zur Grenze kam, war es Mitternacht französischer Zeit.

Ich wollte keine Zeit verlieren. Der Fall war dringend. Auch ohne Stempel mußten wir durchkommen. Der dienst-

tuende Korporal zeigte Verständnis und wollte mich gleich passieren lassen. Ich atmete auf, aber zu früh. Sein Vorgesetzter, ein Adjutant, trat zu mir, verlangte meine Papiere zu sehen und verweigerte darauf mit dramatischem Ausdruck kategorisch meine Ausreise.

Die folgende Diskussion wurde immer hitziger. Er hatte mich langsam so weit, daß ich verzichten wollte. Großartig erklärte er mir, er wolle dafür sorgen, daß ich diese Grenze nicht mehr so schnell passieren könne. Darauf unvermittelt: « Passez! » Ich begriff anfänglich nicht, warum er mich plötzlich doch durchlassen wollte. Als er aber nochmals brüllte « Passez, nom de Dieu ! », verschwand ich schleunigst.

44 Stunden nach Eingang des Auftrages konnte ich meine Aufgabe als gelöst melden. Die junge Frau war um 10 Uhr morgens bei ihren Eltern.

## *Theaterspiel auf Trümmerhaufen*

Mein Versprechen, die beiden Schwestern nochmals zu besuchen, konnte ich unerwartet drei Monate später einlösen. Ich hatte einen Kameraden bei mir und suchte sie, um Quartier bittend, auf. Nach herzlichem Empfang sagte die eine, ihre Männer seien wieder da, sie trage sich allerdings mit der Absicht, sich von dem ihren scheiden zu lassen. Seit er aus der Gefangenschaft zurück sei, ginge es nicht mehr. Er könne es nicht verstehen, daß sie als Dolmetscherin mit den Amerikanern mehr in Verkehr komme als andere Frauen, daß die Amerikaner sie gerne aufsuchen, weil sie wissen, daß sie ihre Sprache spricht.

« Dazu kommt noch », sagte sie, « daß ich von Geburt Preußin bin, er aber Bayer. Er benützt den politischen Gegensatz, um auch im Hause Streit anzufangen. Er geht sogar so weit, keine amerikanischen Zigaretten zu rauchen. »

« Das soll Sie aber nicht hindern, bei uns zu wohnen, jetzt, da wir wieder in unserm Hause leben dürfen! », fügte sie bei. Im Hinblick auf diese Lage wollte ich eigentlich auf das Quartier verzichten, war aber, als kein anderes zu finden war, doch froh, hier ein Dach über dem Kopf zu haben.

Wie es sich bei uns in der Schweiz gehört, machten mein Kamerad und ich Toilette, wir rasierten uns und zogen ein frisches Hemd an, da wir eine lange Reise hinter uns hatten. Hätten wir geahnt, daß wir damit einen Familienkrach heraufbeschworen, gerne wären wir schmutzig geblieben.

Meine beiden Kommilitoninnen waren hellbegeistert. Es sei ihnen seit sechs Jahren nicht mehr vorgekommen, daß ein Mann sich für sie schön gemacht habe, daß er für sie einen saubern Kragen oder überhaupt einen Kragen anziehe. Diese Kleinigkeit mache sie alles Elend für einige Augenblicke vergessen.

Das alles kriegten die Ehemänner in anderer Form aufgetischt. Für meinen Freund und mich war die Situation sehr, sehr heikel.

Aber die beiden wollten noch mehr wissen. Wir mußten erzählen, wie man bei uns gut lebt, was für kleine Sorgen die Leute in der Schweiz haben. Sie schwärmten davon, sich wieder einmal für einen Abend herausputzen zu können, in schönen Kleidern an einen Anlaß zu gehen. Erzählen sollten wir, wie es bei uns an einem Ball zugehe, oder noch besser, wir sollten mit ihnen eine Soirée durchspielen, durchtheatern. Wir taten es nicht ohne Bedenken. War es nicht unfein, ihnen ihre traurige Lage noch mehr vor Augen zu führen?

Aber wir spielten mit. Schließlich liebt es der Mensch, sein Leid für einige Augenblicke in einer Illusion zu vergessen.

* * *

Ich habe für diese Tätigkeit ein Semester geopfert. Rückblickend erkenne ich, daß nicht alles so war, wie es hätte sein sollen — auch der kritische Leser wird das bemerkt haben. Dennoch: In diesen sechs Monaten habe ich Dinge gelernt, von denen man an keiner Hochschule zu hören bekommt.